



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

England und der Bonapartismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

England und der Bonapartismus.

De l'avenir politique de l'Angleterre par le comte de Montalembert,
l'un des quarante de l'Académie française. Paris, Didier. —

Wenn der Friede der liberalen Partei manche Enttäuschung und manchen unmittelbaren Nachtheil bringt, so kann sie doch auch einen nicht zu gering anzuschlagenden Gewinn daraus ziehen. Sie wird nämlich einen zweifelhaften Verbündeten los und ihre Principien können mit ihren Sympathien wieder Hand in Hand gehen.

In dem Kampfe des Westens gegen den Osten mußte sie natürlich für den erstern Partei nehmen, nicht aus Vorliebe für das türkische Reich, nicht aus Begeisterung für den Kaiser Napoleon, auch nicht, weil sie jenen Kampf, wie damals der technische Ausdruck hieß, als einen Kampf der Civilisation gegen die Barbarei auffaßte, sondern weil Rußland ihr gefährlichster Feind ist, und weil man deshalb jede Schwächung der russischen Macht und jede Lockerung des Bündnisses unserer Fürsten mit dem russischen Kaiser als einen Gewinn für die Sache der deutschen Freiheit betrachten muß. Der russische Einfluß war es hauptsächlich, der Deutschland in den Zeiten der Restauration von der Bahn des Fortschrittes abhielt, während gleichzeitig in materieller Beziehung Rußland durch sein Absperrungssystem unsre Ostseeprovinzen ruinierte. Rußlands Drohung war es, die unsern Fortschritten in Schleswig-Holstein Stillstand gebot; Rußlands Einfluß war es endlich, der das restaurirte Oestreich befähigte, nach Unterwerfung Ungarns die letzte Hoffnung einer, wenn auch verkümmerten deutschen Wiedergeburt zu zerstören. Da kam die orientalische Krisis und alles nahm eine andre Wendung. Es entstand ein ernster Conflict zwischen den Mächten, die das londoner Protokoll unterzeichnet und damit die Hoffnungen Deutschlands zu Boden getreten hatten. Der Conflict führte zum Kriege, der Krieg führte zum Bruch zwischen Oestreich und Rußland, zu einem kälteren Verhältniß zwischen Preußen und Rußland. Das war ein unmittelbarer Gewinn, aber noch viel größere, unberechenbare Vortheile standen in Aussicht.

Es durfte angenommen werden, daß Kaiser Nikolaus nie nachgeben würde. Es durfte ferner angenommen werden, daß England und Frankreich allein nie im Stande sein würden, den stolzen-Selbstherrscher durch äußere Noth dazu zu zwingen. Wollten sie also den Krieg dennoch glücklich zu Ende führen, so mußten sie früher oder später die Hilfe Deutschlands erkaufen und der Kaufpreis konnte kein anderer sein, als die Aufhebung des londoner Protokolls. Indem sich ferner unsre deutschen Fürsten an die Volkskraft wandten, mußten sie dem Volk nothwendig wieder näher treten, und innere Reformen, vielleicht

auch eine Verbesserung der staatsrechtlichen Verhältnisse des deutschen Bundes standen in Aussicht.

Dies waren unsre Hoffnungen; denn was in aller Welt ging uns der Sultan an? was konnte uns daran liegen, ob die Griechen oder die Türken die Oberhand behielten, ob der Schlüssel des heiligen Grabes der abendländischen oder morgenländischen Kirche anheimfiel, ob die Walachei sich der russischen Knute oder dem türkischen Säbel fügen oder ob sie sich untereinander aufreiben dürften. Das alles konnte uns völlig gleichgiltig sein und wenn nicht durch die Eroberung Konstantinopels die russische Macht verdoppelt und infolge dessen die Gefahr, die uns von dorthier drohte, ebenfalls verdoppelt würde, so hätten wir auch gegen die Eroberung Konstantinopels durch die Russen nichts einzuwenden gehabt. Als ein abendländischer Gesandter dem türkischen Minister eine weitläufige Auseinandersetzung der europäischen Conflicte gab, antwortete dieser sehr phlegmatisch: Es ist meinem Herrn vollkommen gleichgiltig, ob das Schwein den Hund oder der Hund das Schwein beißt. Wenn wir nicht gebildete Europäer wären, würden wir eine ähnliche Bemerkung machen: ob Pope oder Musti, es liegt nicht viel daran.

Der Tod des Kaisers Nikolaus hat dem Kampf eine andre Wendung gegeben, wenn auch die Umwandlung sich erst im Lauf eines Jahres entwickeln konnte. Gewiß war der klügste Entschluß des russischen Staats, um jeden Preis Frieden zu schließen und noch dazu scheint der Preis nicht sehr hoch gewesen zu sein, denn Rußland mochte zugestehen, was man verlangte, so lange seine reale Macht nicht geschwächt war, konnte es seine Pläne immer von neuem wieder aufnehmen, in der festen Ueberzeugung, daß eine Combination wie die gegenwärtige nicht so leicht wieder zu Stande zu bringen sei. — Aber Kaiser Nikolaus hätte diesen Frieden dennoch nicht geschlossen. Er hätte kein Manifest an sein Volk erlassen, worin er erklärte, sein Zweck sei erreicht, die Christen im Orient seien befreit und um dieses Zwecks willen habe er sich zu einer Regulirung der Grenzen in Bessarabien und zu einer Ausgleichung der Kriegsrüstungen am schwarzen Meer gern bereit erklärt.

Der Gewinn des Krieges bleibt immer bedeutend genug. Rußlands Macht ist zwar nicht durch die Friedensbedingungen, aber durch den Krieg sehr bedeutend angegriffen. Das stolze Selbstvertrauen seines Volks ist gebrochen, denn wenn man ihm auch erklärt, daß alle Zwecke des Krieges erreicht seien, es ist noch nicht gebildet genug, um diese Erklärung zu verstehen und in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Rußland mag noch so eifrig daran gehen, Eisenbahnen zu bauen, damit in einem künftigen Krieg seine Truppen nicht auf langen, zwecklosen Märschen umkommen, es bedarf einer geraumen Zeit, sich zu erholen und für die nächsten Jahre haben wir von dieser Seite Ruhe.

Viel wichtiger ist die veränderte Stellung Rußlands zu den deutschen Grenzboten. II. 1856.

Fürsten. Die russischen Staatsmänner werden Oestreich die Rolle, die es in dieser Angelegenheit gespielt, nie vergessen, und die östreichischen Staatsmänner wissen das sehr gut und werden danach ihre Rechnung machen. Die Scheu vor Rußland hat sich verloren, und wenn auch noch die Kreuzzeitung den Kaiser Nikolaus wie einen Vater betrauert — Kaiser Nikolaus lebt nicht mehr und auch Neupreußen wird versuchen müssen, auf eignen Füßen zu stehen. Vielleicht wird sich sogar eine Gelegenheit darbieten, daß auch wir uns daran erinnern, den Grenzverkehr etwas zu reguliren.

Wenn Rußland seinen Zweck nicht erreicht hat, so können die Westmächte das ebensowenig von sich rühmen. Der Mann ist wirklich krank, die Diagnose des Kaisers Nikolaus war vollkommen richtig; ja er ist kränker als je, und die Zeit ist nicht fern, wo ein neuer Versuch gemacht, die Civilisation mit der Barbarei in einen neuen Conflict geführt werden muß. Bis dahin haben wir Zeit, uns zu stärken, um die glückliche Gelegenheit besser benutzen zu können, als wir es dies Mal gethan.

Das Bündniß Englands mit Frankreich wird zwar das Interesse, aus dem es entsprungen ist, nicht unbedingt überdauern, die Reibungen werden nicht ausbleiben, schon jetzt macht sich in der englischen Presse eine gewisse Verstimmung fühlbar und da man diesseit des Kanals sehr leicht zu reizen ist, so kann man eher das Wachsthum, als das Abnehmen dieses Mißbehagens voraussetzen. Aber das Bündniß zwischen England und Frankreich ist jetzt eine historische Thatfache geworden, die in der Erinnerung fortwuchern und fruchtbare Keime hervorbringen wird. Daß jenes Bündniß im Interesse beider Länder lag, hat schon die Julimonarchie eingesehen, aber damals beschränkte sich die entente cordiale auf den freundlichen Verkehr zweier Familien. Jetzt haben die beiden Heere gegen den gemeinschaftlichen Feind gefochten und man mag von der Stimmung und Erinnerung der Völker so viel oder so wenig halten, als man will, es ist jedenfalls ein nicht gering anzuschlagendes Moment, vorausgesetzt, daß ihm die wirklichen Interessen nicht in den Weg treten; und das ist nicht der Fall. Die Interessen der beiden Länder gehen in der That Hand in Hand. Das eine kann ohne das andre seine Macht nicht frei entwickeln und die Regenten der beiden Länder denken frei genug, um große Verhältnisse groß aufzufassen. Niemand aber hat ein größeres Interesse an der Aufrechterhaltung dieses Bündnisses, als Deutschland, denn so lange dasselbe fortbesteht, wird Frankreich nie daran denken können, seine ehrgeizigen Absichten gegen Deutschland auszuführen, und wenn die Begierde nach dem Rhein noch immer vorhanden ist, die Wachsamkeit der Engländer wird es unmöglich machen, dieser Begierde Folge zu leisten.

Aber das Bündniß Englands mit Frankreich heißt nicht so viel, als ein Bündniß mit dem Bonapartismus, und das ist ein Punkt, auf den wir heute

vorzugsweise die Aufmerksamkeit unsrer Leser hinleiten möchten. Der Unterschied ist von der größten Wichtigkeit.

Nach dem Staatsstreich des December ging fast durch die ganze gebildete Welt ein Schrei der sittlichen Entrüstung; man konnte nicht Ausdrücke finden, die stark genug waren, um den Unwillen gegen die Sache und gegen die Person an den Tag zu legen. Diese Stimmung legte sich mehr und mehr; viel that dazu die Einsicht in das feste, geschlossene, thatkräftige Wesen des Präsidenten, mehr noch der Erfolg, der allen Unternehmungen ein neues Gewand umzulegen pflegt. Der Unwille verwandelte sich allmählig in Befremden, das Befremden in verwunderten Beifall, und als nun der orientalische Krieg ausbrach und die bekannten Stichworte von dem Kampf der Civilisation gegen die Barbarei verbreitet wurden, fehlte nicht viel an einem Ausbruch des allgemeinen Enthusiasmus. Diese Veränderung in der Gesinnung dehnte sich bis auf die äußerste Rechte aus, bis auf die Legitimisten, die unverhohlen zu erkennen gaben, daß eine Legitimität, die nicht den Muth hat, zur That zu greifen, nicht viel zu bedeuten habe und daß die Familie Bonaparte im Laufe der Zeit sich fast ebenso in die Reihe der Aristokratie erhoben habe, als die Familie Bourbon. Der Kaiser von Frankreich, dem man nicht lange vor dem Ausbruch des Kriegs selbst die Allianz mit einer enterbten Königsfamilie mißgönnt hatte, stand gegen das Ende desselben als der mächtigste Herrscher Europas da; und wenn man im Anfang seine Herrschaft nach Monaten hatte berechnen wollen, so zweifelt jetzt kaum jemand mehr an der Begründung einer neuen Dynastie. Die legitimsten Herrscher Europas nehmen keinen Anstand, in dem intimsten Verkehr mit einem Mann zu stehen, der sich selbst als den Parvenu unter den Monarchen bezeichnet hatte, und als der König von Algier mit all den Ceremonien geboren wurde, die man der Etikette Ludwig XIV. abgelernt hat, wurde er von namhaften Poeten als das Christkind begrüßt, welches der Welt die Erlösung bringen werde. In einem Lande, wo der Katholicismus Staatskirche ist, nahm man keinen Anstand, zu blasphemiren, um recht eindringlich der neuen Gewalt zu huldigen.

Durch die vereinten Bemühungen der Demokratie und der Reaction war das constitutionelle Wesen bei der großen Masse des Publicums in Verruf gekommen. Man hatte keine unmittelbaren Erfolge gesehen, man war der hoffnungslosen Anstrengungen müde und verdachte es einem unternehmenden Mann nicht länger, wenn er sich von dem Aberglauben an diese Form nicht irren ließ und mit kühner Hand durchgriff. Hatte er es doch durch diesen kühnen Griff möglich gemacht, auf eine viel imponirendere Weise die Sache der Civilisation gegen die Barbarei zu vertreten, als es dem constitutionellen Regiment jemals möglich gewesen sein würde. Die Begriffe von Recht und Unrecht hatten in den letzten Jahren so häufig gewechselt, daß der Grund-

satz: der Zweck heiligt die Mittel, keinen Anstoß mehr erregte. — Noch schlimmer wurde die Sache, als das erste Jahr des Krieges die Schwächen der englischen Militärverfassung an den Tag brachte. Sofort wetteiferten die Demokraten mit den Absolutisten, England als einen Staat darzustellen, der seinem Untergang entgegengehe, und seine Verfassung, die man bisher als das Palladium der Freiheit geehrt, als eine chaotische, zusammenhanglose Masse veralteter Mißbräuche zu brandmarken. Da die englische Presse nicht gewöhnt ist, sich irgend einen Zügel anzulegen, so fanden diese Stimmen auch bei ihr Anklang, und während sonst jeder echte Engländer das entschiedenste Mißtrauen gegen stehende Heere zeigt, schien es jetzt beinahe so, als wolle man der Möglichkeit einer tüchtigen Heerentwicklung so manche der alten Rechte und Freiheiten opfern; wenigstens mußte es das Ausland so auffassen, welches nicht daran denkt, daß die Engländer es mit ihren Worten nicht so genau nehmen; daß sie um so dreister und rücksichtsloser an ihrer Verfassung rütteln, je fester sie von ihrer Unererschütterlichkeit überzeugt sind.

Diese Verwirrung ist jetzt, Gott sei Dank! vorüber. Die ruhige Ueberlegung tritt wieder in den Vordergrund, und man begreift, daß der augenblickliche Erfolg nicht ausreicht, über festgewurzelte Institutionen zu entscheiden, an denen die Fortdauer einer Nation hängt. Die augenblickliche Noth ist vorüber; man ist nicht mehr gezwungen, um des Erfolgs der französischen Waffen willen den Bonapartismus mit in den Kauf zu nehmen. Bei den Engländern regt sich wieder der Stolz ihres reichen historischen Lebens, und in Frankreich taucht eine zwar nicht laute, aber entschlossene und folgerichtige Opposition gegen den Bonapartismus auf, als deren geistvollsten Vertreter wir den Verfasser des vorliegenden Buchs mit Freuden begrüßen.

Aber man möge uns nicht mißverstehen. Für uns ist der Bonapartismus nicht identisch mit der Regierung des Kaiser Napoleon und seinem Hause. Die Dynastie kann bestehen auch ohne ihn, so wie sich die charakteristischen Erscheinungen, die sich an jenen Begriff knüpfen, auch in andern Ländern und Regierungen zeigen. Der Bonapartismus ist überall vorhanden, wo der Gewalthaber das, was ihm für augenblicklich zweckmäßig gilt, über das Recht setzt, und wo das Volk seine Freiheit gering anschlägt, wenn ihm dafür materielle Vortheile geboten werden. Der Bonapartismus ist die Erneuerung des alten Systems im römischen Kaiserreich, wo die höchsten Angelegenheiten der Menschheit in der Art eines Glücksspiels entschieden wurden.

Dagegen glauben wir, daß sich eine freie Verfassung im Lauf der Zeit unter der Familie Bonaparte ebensogut entwickeln kann, wie unter der Familie Bourbon. Wir sind weder Anhänger Sr. Majestät Heinrichs V., noch des Hauses Orleans, am wenigsten, wenn dasselbe sich wirklich der ältern Linie unterwerfen sollte; wir wünschen, daß Frankreich eine neue Revolution erspart

würde, die doch niemals zu einem verständigen Resultat führt, wir wünschen daher die Befestigung des jezigen Regiments; aber wir wünschen sie nur unter der Bedingung, daß sie die allmälige Entwicklung freier Staatsformen nicht ausschließt; und daß das nicht nothwendig der Fall ist, dafür gibt uns die vorliegende Schrift eine erfreuliche Bürgschaft.

Das Buch ist, abgesehen von seiner positiven Richtung, eine durchgehende Satire gegen den Bonapartismus. Mit jenem Raffinement, wie es nur französischen Aristokraten eigen ist, weiß Montalembert in die scheinbar unschuldigsten Bemerkungen einen Stachel zu legen, der um so schmerzhafter trifft, je gelassener sich der Schriftsteller dabei geberdet. Schon die Bezeichnung, die sich Montalembert auf dem Titel gibt, ist charakteristisch, denn jene Vierzig sind in der That, seitdem die politischen Notabilitäten schweigen müssen, das Centrum der stillen, aber consequenten Opposition. Es ist die Bildung Frankreichs, die sich gegen das anscheinende Recht der Thatfachen empört. Wir halten es nicht für unmöglich, daß dem Kaiser endlich gelingen wird, mit der Zeit diese Opposition zu versöhnen, gegen welche die gewöhnlichen Mittel der Gewalt nicht viel ausrichten können: aber diese Versöhnung setzt Concessionen voraus, welche der Entwicklung Frankreichs nur günstig sein können. Noch klebt an der neuen Monarchie der Makel ihres Ursprungs. Sie wurde durch einen Handstreich gebildet, und die Werkzeuge dieses Handstreichs wollten belohnt sein. Sie haben zum Theil noch immer die Gewalt in Händen. Aber das Kaiserthum ist jetzt für den Augenblick gesichert genug, um ihrer entbehren zu können; sein Ansehen ist in Frankreich wie in Europa gestiegen, und es hängt nur von ihm ab, sich den Kreisen der überlieferten Bildung wieder zu nähern und so sein Reich an die Traditionen des alten Frankreich wieder anzuknüpfen. Warum sollten die Legitimisten und Orleansisten auf Thronpräbendenten ihre Hoffnungen richten, die ihnen zum Theil ganz fremd geworden sind, und deren Wiederherstellung durch höchst bedenkliche Stürme zu erkaufen sein würde? Die Opposition gegen das Kaiserthum wird nur fort dauern, so lange sich dieses in starren Formen fixirt; wenn es sich bildungsfähig zeigt, werden sich die widerstrebenden Elemente mehr und mehr ihm anschmiegen.

Was Montalembert zu Gunsten der großbritannischen Einrichtungen sagt, hat zunächst seine Beziehungen auf Frankreich. Er zeigt, daß freie Formen unvergänglich sind, und daß sie das beste Mittel gewähren, die Widersprüche, die in ihnen selbst liegen, in einem natürlichen Proceß auszugleichen; aber die Darstellung ist keineswegs bloß tendenziös, sie geht aus gründlicher, geistvoller Sachkenntniß hervor. Seine Gesichtspunkte sind nicht durchweg neu, aber sie sind in scharfer Logik geordnet, prägnant ausgedrückt und durch lebhaft anschauliche Vermittelungen. Man freut sich über die Festigkeit eines hellen, klaren Verstandes, der sich durch keine Sophismen, durch keine mikroskopischen

Untersuchungen irren läßt. Diese Mikroskopie ist die Krankheit unsrer heutigen Wissenschaft; man kann von ihr im vollsten Sinn des Wortes sagen, daß sie den Wald vor Bäumen nicht sieht.

Das Buch ist auch für Deutschland von hohem Werth; fast Wort für Wort lassen sich die darin vertretenen Grundsätze auf unsre eignen Zustände anwenden, und es sind nicht bloß die Ansichten, sondern vor allem der feste, hoffnungsvolle, männliche Ton, was uns anzieht und bewegt. — Man bedenke nur, von welcher Seite diese edle, kräftige, aufgeklärte Vertheidigung des Liberalismus ausgeht! Herr von Montalembert gilt als einer der Hauptführer der ultramontanen Partei; er sucht seine Ansichten in dieser Beziehung auch gegen das Ende des Buchs hin geltend zu machen, er findet den Grund der britischen Größe zum Theil darin, daß die Spuren der alten katholischen Periode sich noch in den neuen Einrichtungen des Landes erhalten haben, und er glaubt ein allmähliges Zurückstreben des englischen Volkes zum Katholicismus wahrzunehmen; aber die Weisungen, die er seinen Glaubensbrüdern gibt, sind durchaus verständig. Er ermahnt sie, sich von den Traditionen des 16. und 17. Jahrhunderts mit Abscheu abzuwenden, überall die Fahne der Glaubensfreiheit aufzustocken, niemals die nationale Sache der religiösen zu opfern, und sich immer zuerst daran zu erinnern, daß sie Engländer sind, ehe sie für ihre Kirche wirken.

Auch in dieser Auffassung liegen noch immer viele Illusionen. Die katholische Kirche hat stets die Fahne der Freiheit aufgesteckt, wo sie in der Minorität war; sobald man ihr die Gewalt in die Hände gab, wurde sie intolerant. Die Siege der katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert sind nicht, wie Montalembert meint, durch die stillwirkende Kraft des Geistes, sondern überall durch die rohe Gewalt erfolgt. — Indes es ist über jene Geschichten Gras gewachsen, und wir wollen uns freuen, daß im Schoß der uns feindlichen Kirche dasselbe Streben sich geltend macht, welches unser Leitstern ist. Wenn die beiden Kirchen miteinander wetteifern, den Völkern Freiheit und Recht zu bringen, ihre natürliche Entwicklung zu fördern, sie mit dem Erdenleben auszusöhnen, so wird aus diesem Wettstreit eine reifere Frucht hervorgehen, als aus dem frühern Mißbrauch materieller Mittel zu angeblich heiligen Zwecken. Nur müssen die Vertreter der Kirche nicht vergessen, daß bis jetzt die Wirklichkeit ihren Idealen noch nicht entspricht, daß die katholische Kirche, wo sie sich in ihrer vollen Kraft entfaltet, wie in Italien und neuerdings in Oestreich, noch immer freiheitsfeindlich ist. Ehe daher die Herren Montalembert und Reichensperger unternehmen, im Namen der Freiheit für ihre Kirche Propaganda zu machen, mögen sie erst dahin zu wirken suchen, daß innerhalb ihrer Kirche das Princip, das sie vertreten, zur wirklichen Geltung komme.